

# Sonntagsfreund

Illustrirte Gratisbeilage zur Oberschlesischen Volksstimme.

Nr. 11.

Sonntag, 15. März.

Jahrgang 1896.

## Am dritten Fastensonntag.

**S** Herr! wenn uns der Feind besigt,  
Macht er verstummen unsern Mund,  
Daß wir die Sünde nicht thun kund  
Dem, der an Deiner Stelle sitzt.

Dann treibe Du den Feind hinaus,  
Daß wir bekennen und beglückt  
Dich preisen, daß mit Gnad' geschmückt  
Und rein sei uns'res Herzens Haus!

Doch neidet Satan unser Glück  
Und naht mit siebenfacher Macht:  
Dann halt', o Engel Gottes, Wacht  
Und schlag' den grimmen Feind zurück!

Dann hilf uns, starker Gott, geschwind!  
Dein Haus beschütz' in der Gefahr,  
Daß nicht die letzten Dinge gar  
Noch schlimmer als die ersten sind!

## Trennos!

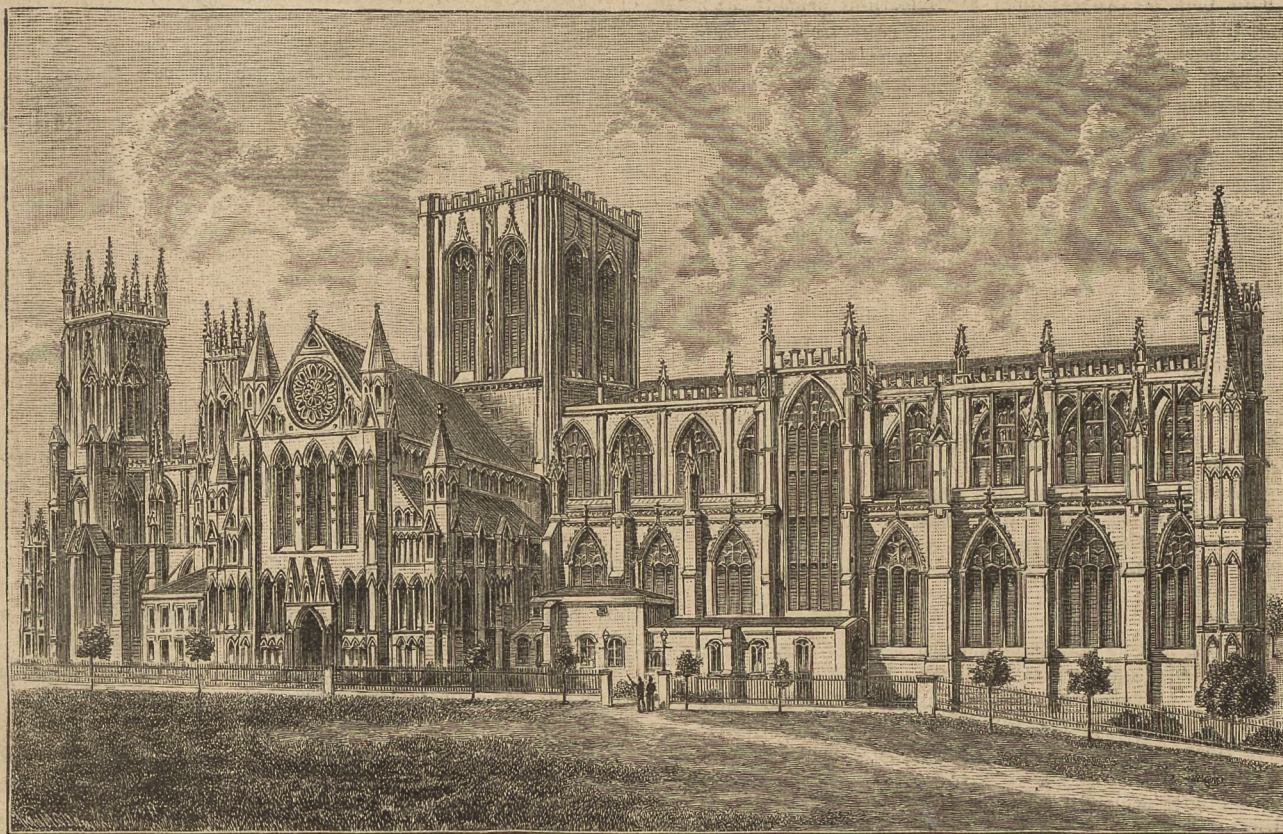
Von E. Arand.

(Nachdruck verboten.)

Dieses ganze Jahr wollte er nicht in die Ferien kommen, sondern vielmehr unaufhörlich studiren, auf daß er doch sein letztes Examen gut bestehe und dann unverzüglich herbei eilen konnte, um Eugenie in seinen Schut zu nehmen.

Wie langsam, wie traurig und wie öde war dieses Trauerjahr. Nichts war den beiden zarten Frauen geblieben von all der früheren Geselligkeit und von all dem einstigen Glück, als die Erinnerung an dasselbe und die Hoffnung auf Wieder.

Die feine, best situirte Gesellschaft respektirte die tiefe Trauer derselben mit Abwesenheit und begnügte sich damit, den guten Toden der unverantwortlichsten Unvorsichtigkeit zu beschuldigen und an dessen Geschäftstüchtigkeit zu zweifeln. Ein Wort des christlichen Beileids oder gar werthhätigen Trosts zu spenden, war nicht angezeigt hier, man hätte vielleicht noch angestoßen damit.



Die Kathedrale von York.



Die Tage schleppten sich träge dahin, und die Nächte, in denen die sorgenden Gemüther der Schlaf floh, wollten sogar kein Ende nehmen; verbrachte man erstere doch manchmal fast ohne Speise zu sich zu nehmen und stand in letzteren doch die morgige Brotlosigkeit in riesengroßen Bildern vor den stimmernden Augen. Aber sie wollten ausharren, nur um das schöne Haus, die kostbare Einrichtung zu retten, damit das Heim noch unverändert behaglich war, wenn er kam. — Es mußte ja denn die Not ein Ende nehmen, und bald bessere Tage kommen.

Endlich, endlich waren es nur noch wenige Wochen bis zum Examen, Xaver hatte einen langen, hoffnungsreichen Brief geschrieben, der unter anderem auch besagte, daß er nun vor dem Examen keine Nachricht mehr senden werde, da jeder Augenblick zur Vorbereitung zu demselben verwendet werden müsse; dann schloß er unter den bekannten, oft, aber immer wieder gern gelesenen Beteuerungen und Verheißungen, und unter all den schönen Worten, die sich Liebende zu sagen pflegen.

Eugenie seufzte tief auf: „Ich weiß nicht, aber die Trauer um den treuen Papa macht mein Herz ungerecht gegen den guten Xaver, ich kann die Wärme des Tiefempfundenen in seinen Briefen nicht mehr herausfühlen, mich starren diese geschriebenen Worte so kalt — fast wie gesucht, gewählt, entlehnt an!“

„Um des Himmels willen, Kind, was wandelt dich an? Das darfst du ihm niemals sagen, wenn du ihn nicht tief verwunden willst in seinem heißen, treuen Herzen!“ flüsterte Theodora so leise, als befürchtete sie, der sanfte Abendwind nehme ihre Worte auf und trage sie fort über die Landesgrenze bis zu Xavers Ohren.

Eugenie küßte den Brief und bat die toten Buchstaben um Verzeihung. „Die Entbehrungen, die du um feinetwillen erduldest, machen mich für Augenblicke so seltsam unruhig,“ erwiderte sie demüthig. „O ich weiß, teure Mama, wenn du das viele Geld, das er am Begräbnistage des lieben Vaters mitnahm, hättest behalten können, so dürften wir uns wenigstens satt essen und deine Wangen würden nicht so einfallen, deine Hände nicht so auffallend abmagern!“

„Sprich nicht davon, Liebchen! Du leidest ja mit mir, und das erseht er uns alles durch Liebe, Aufmerksamkeit und Sorge um uns, wenn er kommt.“ —

Aber er kam nicht. —

Die angezeigten Wochen waren vorüber, kein Brief, kein Lebenszeichen kam von ihm.

Er hatte sonst die Tageszeitung der Universität geschickt, auch diese war seit drei Wochen ausgeblieben; er hatte wohl im Aufgehen der Vorbereitung und während des Examins vergessen, dieselbe zu schicken. — Aber — sollte er durchgefallen sein? Großer Gott, das wäre ein schreckliches Unglück!

Noch einmal vergingen zwei Wochen in qualvoller Angst und Pein für die beiden Frauen, ohne daß sie die geringste Nachricht von dem jungen Manne erhalten hätten.

Jetzt hielt es Eugenie nicht mehr länger aus. „Ich muß sterben in dieser Angst und Unsicherheit. Gewiß, Mama, Xaver ist krank, schwer krank, vielleicht — selbst dem Tode nahe und sehnt sich nach seiner Braut, während wir hier unthätig sind und uns halb zu Tode um ihn grämen! Laß mich daher zu ihm gehen, um ihn zu pflegen, und für ihn liebend zu sorgen. Wir kommen, sobald er so weit hergestellt sein wird.“

Mit schwerem Herzen entschloß sich Theodora, ihr Kind allein nach dem Auslande reisen zu lassen, allein ihre Mittel erlaubten nicht, daß sie beide gingen; wußte sie doch noch nicht, wie sie dieselben für Eugenie aufbringen sollte.

Die Liebe ist erfindertisch und opferwillig.

Eugenie verkaufte in aller Stille einen wertvollen Schmuck, dessen Erlös ihr die Reisekosten zu decken versprach und traf dann so rasch wie möglich Anstalten, sich nach der Universitätsstadt zu begeben, in der sie den Geliebten krank, verunglückt oder im Duell verwundet wähnte.

Unter Strömen von Thränen nahmen Mutter und Tochter von einander Abschied und erstere begleitete letztere eben unter Händeringen — die abgöttisch Geliebte unbeschützt ziehen lassen zu müssen — zur Thüre hinaus, als der Briefträger auf dieselbe zuschritt und einen, ach hinsichtlich der Form und Schrift so wohlbekannten Brief überreichte.

Eugenie drückte denselben stürmisch ans Herz und neigte die schönen, festen Schriftzüge mit ihren Thränen, während sie zurückeilte nach der trauten Wohnstube, die sie nun wahrscheinlich nicht verlassen mußte. Er kommt! er kommt! Mütterchen! jubelte sie,

während ihre weißen Finger das Rouvert lösten. Gierig warf sie geschwind einen Blick über die Aufschrift und den ersten Satz hin, bevor sie — wie man dies jedesmal so gethan — denselben laut vorlas. — Aber —

Was war um des Himmels willen Schreckliches in diesem einzigen Satz enthalten. Eugenie lag, die rechte Hand auf dem Herzen, die Linke am Kopf, wie eine Tote am Boden, und der verhängnisvolle Brief, der im Fallen zuerst in die Höhe geflogen, war auf ihr Kleid niedergefallen.

Wieder lag eine von wahrer Todesangst erfüllte Mutter auf den Knien und hob die Hände zitternd, schuldbewußt, furchtbar gequält zu demjenigen auf, an den man sich stets zu allen Zeiten, aber besonders in der höchsten Not wenden kann, und flehte um die Erhaltung ihres einzigen Kindes, ihres einzigen Trostes. Ach, wie so ganz anders waren diesmal die Verhältnisse.

Kein Arzt, kein Freund, kein Gatte, kein Reichthum umgab sie wie ehedem, als schon einmal die gleiche Angst das Mutterherz zusammenschnürte und der Wahnsinn sie zu fassen drohte. Ja, jene Zeit war rosig gewesen im Vergleiche zum heutigen Tage. Wie? — Durfte sie — nachdem sie so undankbar, so treulos an ihm gewesen, nur noch wagen, wieder um Hilfe zu stehen!

O, warum hatte sie zu vergessen und zu verwischen gesucht jenen festen, beseligenden Glauben an seine unmittelbare Hilfe, der doch damals an dem Tage der Not als ein helles, ungesuchtes Gnadengeschenk in ihr Herz gefallen?

Sie forschte nicht nach der Ursache des todesähnlichen Zustandes ihres Kindes, sie versuchte nur, denselben zu heben und ungeschehen zu machen; aber mit welchen Mitteln?

Sie eilte nach Essenzen und Odeurs.

Die Fläschchen fanden sich wohl vor, aber bestaubt und längst geleert. Die Zeit war ja seit mehr denn einem Jahre vorüber, da man sich mit derlei Luxus erfrischen durfte. Nachkaufen hatte man etwas, das nicht ernährt und nicht erwärmt, nicht mehr gekostet.

Theodora riß das Fenster auf und rief mit zitternder Stimme um Hilfe; doch schien die Straße momentan wie ausgestorben; kein Mensch hörte sie.

„So bin ich denn ganz verlassen von Gott und von den Menschen!“ jammerte sie verzweiflungsvoll.

Eugeniens Wangen bedeckte Leichenblässe, die Augen waren geschlossen und die Lippen ohne Farbe.

„Komm zu dir, mein Kind, komm zu dir, auf daß wir in Liebe miteinander fortleben, leiden und trauern!“

Nicht wie einst konnte sie goldene Berge für die Daliegende bauen und doch hing sie, wenn dies möglich war, noch inniger an derselben.

Alein es kam kein Lebenszeichen in die starren Züge, kein Hauch über die zusammengepreßten Lippen.

Theodora legte ihr Angezicht auf das der teuren Tochter nieder — Gott im Himmel! wie kühl war es: Sollte sie wirklich am Sterben sein?

„O Herr, ich bin nicht würdig, daß du mich erhörst, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Tochter gesund werden!“ rief Theodora aus tiefster, zerfnüßter, zum zweitenmale mit wunderbarem Glauben erfüllter Seele heraus.

„Treulos! treulos!“ kam es kaum vernehmbar über die todesblassen Lippen der Kranken am Boden.

„Ja, o Herr, treulos bin ich gewesen! In dem ganzen vollen Maße, was dieses Wort an Verachtungswürdigem ausspricht, habe ich gehandelt und gewandelt, denn auch sie, die holde, reine, die sich dir verlobte in kindlicher Liebe, habe ich verleitet, treulos zu werden!“

Aber gehe nur wenigstens nicht nach deiner Gerechtigkeit ins Gericht mit ihr! Ach, ich habe es ja gethan, alles — alles, was sie verbrach, ist meine Schuld! O Allerbarmer! vergrößere dieselbe nicht bis zur Unerträglichkeit, zur Verzweiflung für mich und nimm die Arme hier nicht so unvorbereitet von hinnen!“

Noch einmal wandte sich die unendliche Liebe erdarmend nieder zu der geängstigten, von bitterer Reue gequälten Seele.

Eugenie schlug die lieben Augen auf.

„Treulos ist er mir geworden, Mutter!“ floß es nun kaum hörbar, aber doch verständlich aus ihrem Munde. „Kannst du es fassen, glauben, begreifen?“

Theodora antwortete nicht hierauf.

Was wollte sie sagen?

„Aug um Aug, Zahn um Zahn!“



Nein, sie durfte jetzt noch nicht an das eigene Verschulden erinnern.

Theodora benezte, leise schluchzend, das blasse Antlitz ihres Liebblings mit den Freudenthränen, denselben wenigstens wieder bei Bestimmung zu wissen.

Mit übermenschlicher Anstrengung suchte sie denselben vom Boden aufzurichten und zu Bette zu bringen, und nachdem dies geschehen, gab sie ihm das Bild des Gekreuzigten in die wachbleichen Hände und sprach mit zitternder Stimme: „Denke an gar nichts anderes als an ihn, den die ganze Welt treulos verrät, und den man jetzt mehr ableugnet, als bevor er unter den Menschen gewandelt und seine Wunderthaten gewirkt!“

Theodora wußte selbst nicht, woher ihr diese Worte einfiehlten. Sie flossen nur so aus dem liebenden Mutterherzen heraus wie ein nach langer Trockenheit frisch entsprungener Quell. „Ich eile, dir Trost und Hilfe zu holen,“ sprach sie weiter und eilte schnell von dannen dem Seelsorger zu.

Von da nahm sie erst den Weg zum Arzt und zu einigen Erfrischungen. Das aus dem Schmuck erlöste Geld wurde nun ein Notpfennig, um alles herbeischaffen zu können, was nötig war, Eugeniens Kräften aufzuhelfen.

Erst nachdem dies alles geschehen und der Priester des Herrn mit dem Gnadenbrote, dem ewigen Versöhner mit Gottes Gerechtigkeit da gewesen und ein armes, tief bereuendes Herz erquickt hatte mit den Quellen des Heiles, gedachte sie des Treulosen und suchte den verhängnisvollen Brief aus einer Zimmerecke, wohin ihn ihr Fuß im gerechten Zorne gestoßen, hervor, um dessen infamen Inhalt kennen zu lernen. Aber auch sie las nur den ersten Satz: „Du wirst dich wundern, daß ich dir treulos werden mußte; ich bin seit zehn Tagen verheiratet!“ Dann zerriß sie ihn in tausend Stücke und streute die Fetzen in alle Winde hinaus! Nach dieser herzlosen, unumwundenen Ausdrucksweise wollte sie nicht mehr erfahren, mochte darin stehen, was da wollte. „Nein, Glender, nach diesen Worten wundert man sich nicht mehr über deine Treulosigkeit, wohl aber darüber, daß man dich ein halbes Menschenalter lang nicht erkannt hat. Wahrlich, du warst zum Viehhirten geboren, und wir erleiden gerechte Strafe dafür, daß wir dich von der Straße aufgelesen!“ flüsterte Theodora. „Mit diesen Fetzen, die da vom Winde verweht werden, soll er vergessen, tot für uns sein,“ sprach sie laut und feierlich.

Eugenie nickte zustimmend vom Bette her und flüsterte dann leise, das Auge auf das Bild des Heilandes gerichtet: „Ich hab's so verdient, Mutter, denn ich bin untreu geworden meiner ersten heil. Liebe, und ich will nun gerne und in Demut alles ertragen, was Folgen dieser meiner Treulosigkeit sind!“

Sie durfte freilich tragen und büßen, die Arme, und an sich selbst erfahren, wie der Gerechtigkeit Gottes Genüge geleistet werden muß für alle Sünden und Vergehungen.

Volle anderthalb Jahre waren ihre Glieder wie gelähmt und ihr Gemüt schwer und trübselig vom Schreck.

Ihr elterliches Haus mußte während dieser Zeit verkauft und sie aus der trauten Heimat in ein einfaches, ärmliches Stübchen getragen werden. Die schönen Möbel, die kostbaren Pierden der heimischen Zimmer und was sonst entbehrlich war, mußte zu Geld gemacht werden.

Dieselben ergaben immerhin noch ein ansehnliches Stümmchen, das die beiden Frauen vorerst vor drückendem Mangel schützte.

Bei der Versteigerung des Inventars wurde auch ein kleines Bündelchen, welches durchaus nicht zu den feinen, eleganten Sachen des Kramer'schen Hauswesens passen wollte, versteigert.

Eugenie sah von ihrem Krankenlager aus durch das Fenster dem Verkauf zu und Theodora stand neben ihr. Gewaltig unterdrückte die arme Frau die Abschiedsthränen von jedem Gegenstande, mit welchem eine schöne Erinnerung aus den guten, glücklichen Tagen verbunden war, um die Tochter nicht schwach zu machen.

Da sah sie das Bündelchen ausbieten.

Wie kam das hierher? In welchem Winkel des Hauses hatte es gelegen, daß es ihr niemals in die Hände gekommen?

Ein Gedanke durchzuckte Theodora.

„Das wird nicht verkauft!“ sprach sie zu dem Auktionär und nahm es zurück.

Kavers rauhe, blaugefärbte Schürze und die Hirtenbubenhosen waren es, die noch genau so, wie am Tage seiner Aufnahme in das reiche Kaufherrenhaus, eingewickelt waren.

„Ich will dieses dem Infamen als Hochzeitsgabe zusenden! Das kleine Bündelchen mag ihm eine große lange Geschichte voller

Niederträchtigkeit erzählen!“ rief die bei dem Anblicke des stummen Anklägers Kavers aufs neue erbitterte Frau, welche ihr Liebstes durch den Treulosen so elend gemacht sah.

„Nein, teuerste Mama, das ist dein Ernst nicht!“ lächelte die Kranke milde. „Du hast dich von augenblicklichen Zornesgedanken hinreißen lassen. Er war nur das Werkzeug in der Hand Gottes, unsere eigene Treulosigkeit gegen ihn, dem wir noch mehr zu verdanken hatten, als der uns, wieder zu vergelten. Deshalb dürfen wir auch keinerlei rachsüchtige Akte gegen ihn ausüben! „Lasset alles wachsen bis zur Ernte!“ spricht der Herr.

„Aber Kind, uns hat der Herr so sehr gezüchtigt und da sollte ich nur auch ein wenig „grasen und jäten“ dürfen. Das bringt ihm ja keinen Schaden, es predigt ihm nur die Wahrheit!“ rief Theodora.

Aber Eugenie ruht nicht, bis die Mutter so besänftigt war, daß sie ihr versprach, den Bündel, diesen sprechenden Zeugen einer Undankbarkeit sondergleichen, da zu behalten.

„Du gutes Kind! wie sehr hättest du es verdient, glücklich zu werden!“ rief die schwer heimgesuchte Frau.

„Zu bleiben! hast du sagen wollen, meine Mutter; aber das ist auch ein Irrtum. Ich habe es nicht verdient, mein Leben so in ungetrübtem Glück, wie meine ganze Jugendzeit verfloß, zu verbringen, das ist nicht das Los der Treulosen. Nein! Nein! diesen ergeht es eben, wie sie es verdient haben!“

Schon wieder kam Theodora der Jörn über die Ursache ihrer kranken Tochter, und obwohl sie die eigene Schuld tief bereute, so konnte sie die engelhafte Selbsterkenntnis und Gottergebenheit Eugeniens doch fast nicht begreifen. Was immer sie beide gefehlt hatten, sie hätte die Strafe leichter ertragen, wenn nur nicht gerade dieser Mensch als furchtbarer Rächer „ausgeroren“ gewesen wäre, sie zu demütigen.

Eugenie kannte die Heftigkeit ihrer sonst so guten Mutter, und mit Recht befürchtend, dieselbe möchte sich bei einer nächsten Anwandlung von Jörn und gerechter Entrüstung zu einem ihrem Charakter, ihrer nunmehrigen Lage und namentlich ihrer sonst bußfertigen Gestimmung unwürdigen Akte hinreißen lassen, bat sie dieselbe inständig, den kleinen Bündel dem Feuer zu übergeben.

„Du hast gesagt, er solle von nun an tot für uns sein, so verbrenne denn die einzige Erinnerung an ihn. Wie du seine Zellen dem Winde übergeben, so möge dieses das Feuer vernichten!“

Theodora entschloß sich, der Tochter Rat zu befolgen. Sie trug den kleinen Pack hinaus in die Küche, um ihn in den Ofen zu stecken, allein sie brachte es nicht über sich.

„Nein, vorerst bleibt er noch unverfehrt!“ flüsterte sie, und trug ihn leise auf ihr Zimmerchen. Hier schrieb sie das einzige Wort „Treulos“ auf einen Zettel, steckte denselben in die Drillschürze hinein und verbarg die ganze „Bastete“ in ihrem Schrank. Dann kehrte sie zurück zu der Kranken, welche, ohne weiter zu fragen, glaubte, die erhöhte Wärme, die der Ofen momentan ausstrahlte, komme von dem verhängnisvollen Packet her. Das war der einzige Nutzen, die einzige Wiedervergütung, welche die Kramer'sche Familie von der noch vor kurzem erhofften Stütze erhielt — daß die Kranke ihre blutarmen Hände einen Augenblick lang wärmte. — Ja, es gab ihr doch einen Stich ins demütige, bußfertige Herz und sie mußte zu dem Dornengekrönten aufblicken, um sich die vermeinte Wohlthat in der richtigen Meinung gefallen zu lassen. Ach, armes Mädchen, auch diese war ja nur ein Schein!

Von diesem Augenblicke an wurde der Name Kaver Tauler von den beiden Frauen nicht mehr genannt und am liebsten hätten sie ihn auch nicht mehr gehört; fürte er doch jedesmal die Ruhe Theodora's.

Aber es gab halt auch in ihrer Vaterstadt Leute, welche gar zu gerne im Schmerze anderer wühlen und unter dem Vorwande des Mitleidens geschlagene Wunden nur nicht ruhig vernarben lassen wollen. Von Zeit zu Zeit bekamen sie von demselben zu hören; es mußte ja ab und zu eine bittere Demütigung in das Leben der Bisherinnen kommen.

Er hatte sich, sobald er von der eingetretenen gänzlichen Vermögenslosigkeit seiner Pflegemutter und mit derselben auch seiner Braut überzeugt war, sofort in eine Liebeständelei mit der Nichte eines bedeutenden, für seine Branche maßgebenden Professors eingeschmuggelt und dieselbe mit bekannter Geschicklichkeit in ein ernstes Verhältnis mit ihr forciert, welche denn auch ihren Nichten einfluß nach besten Kräften auf den Onkel ausübte, so daß der „schöne Herr Tauler“ in erster Linie bei ihm glänzend bestand in dem Examen. Ein wohlweislich hingeworfenes Wort bei den

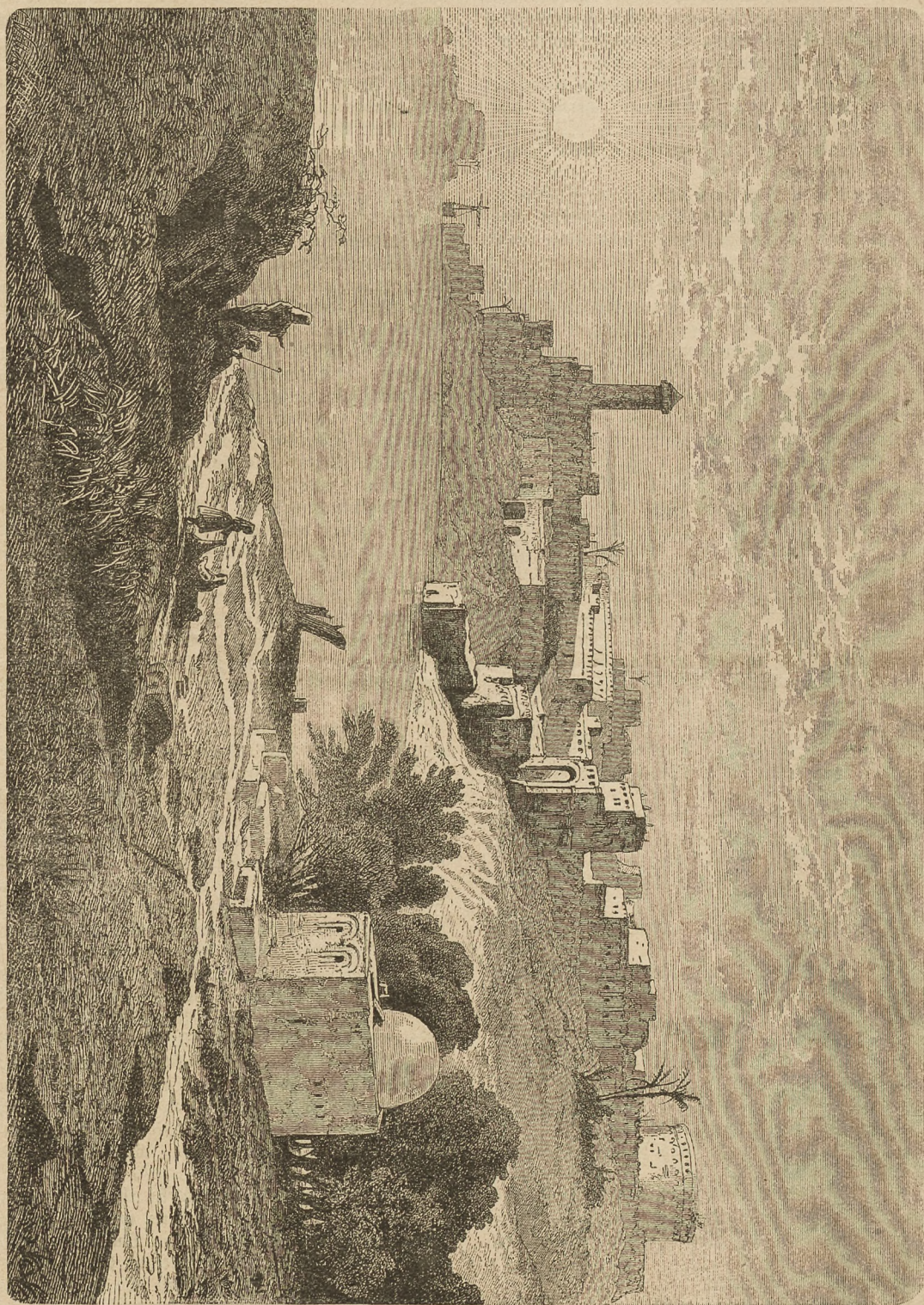


anderen, welches eine zukünftige Größe in dem flotten Studenten prophezeite, förderte ihn glücklich über den kritischen Moment hinüber.

Zum Dank hiefür reichte er der „hochherzigen“ jungen Dame nach der überstandenen „Tortur“ seine von Undank und Treu-

Geschlecht ging um dieser einzigen willen nicht aus, und er war es gewöhnt von Jugend auf, unverbient zu empfangen, ohne zu rückerstatten zu müssen. Er war halt einmal einer jener Glücksbengel, denen dasselbe, je niederträchtiger sie im Innern ihres Herzens waren und je undankbarer sie sich benahmen, desto reicher

Sidon.



losigkeit geschwärmte Hand. — Alle hierzu nötigen Papiere hatte er ja schon früher für die Universität gebracht, somit bei der Hand. Also wurde lustig vorwärts gemacht.

Was fragte er darnach, ob ein Frauenherz über seine Infamie brach, es gab ja deren noch viele auf Erden. Das zarte

in die gemeinen Hände fiel. An Protektionen fehlte es ihm unter diesen Umständen nicht, und er zog, den Ort seiner Gemeinheit meidend, nach der Hochzeit in die Residenz des Landes, in welchem er studirt hatte, und ließ sich dort als praktischer Arzt nieder.

Die launische Göttin Fortuna, diese parteiischste aller „Olym-



vischen Mächte", war ihm auch hier hold. Er ging eines schönen Morgens in den fürstlichen Waldungen, welche wenige Stunden

und mächtigen Eichengruppen noch zu erfrischenden Aulagen geregelt. Auf diesen schlenderte er langsam dahin, den Kindern zu



Arabische Gaukler. Nach dem Gemälde von Franz Eisenhut.

von seinem Domizil entfernt sich in unermesslicher Ausdehnung erstreckten, spazieren. Die Waldwege waren hier am Saume der sich weiter nach innen im dichten Dunkel verkerenden Lannen-

schauend, welche im kühlen Mose oder auf den sauber und trocken gehaltenen Wegen Hasch, Hasch spielten.

Beinahe lautlos fuhr eine vornehme Equipage dicht an ihm



vorüber, welche wenige Schritte entfernt einen der Knaben von etwa zehn Jahren überfuhr.

Der Kutscher machte sofort Halt, und der Insasse des kostbaren eleganten Gefährts entstieg sichtlich bestürzt über den bedauerlichen Unfall demselben, um selbst nach dem Opfer der Unvorsichtigkeit des Kutschers zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Mitternacht.

Nach Mitteilungen eines australischen Arztes.

(Nachdruck verboten.)

Es war in Melbourne, der Hauptstadt der Kolonie Viktoria und der bedeutendsten Stadt des australischen Kontinents. Ich genas dort den Ruf eines tüchtigen Chirurgen, und es gab wohl kaum eine Operation von irgend welcher Schwierigkeit, zu der man nicht meine Hand erforderte.

Wie oft wurde ich da in der Nacht bei plötzlichen Unglücksfällen herausgelingelt; und ich versah meinen Dienst unbedrossen.

Meine Popularität wuchs und auch mein Ansehen und mein Vermögen.

Aus dem besten Schlaf riß mich heute die Nachtglocke.

Ich sah nach der Uhr.

Es war Mitternacht.

Den Kopf zum Fenster hinaus steckend, fragte ich, wer da sei.

Es war so dunkel, daß ich dies nicht zu erkennen vermochte.

Eine weibliche Stimme antwortete im Tone flehender Bitte, ich möge nicht nur kommen, sondern mich auch nach Kräften eilen. Tod und Leben hingen davon ab.

„Worum handelt es sich denn?“

„Um einen Beinbruch und innere Verletzungen infolge eines Sturzes aus dem Fenster.“

Das trieb mich zur Eile.

Aus dem ganzen Gebahren der Sprecherin hatte ich entnommen, daß ich es mit einer Person aus den besseren Ständen zu thun hatte, und als ich nun vor ihr stand, freute ich mich, meine Vermutung bestätigt zu finden.

„Wohin?“ fragte ich.

„Kommen Sie, Doktor, folgen Sie,“ drängte die Unbekannte und ging voran.

Ich that dies.

Die Dunkelheit und ihr rascher Gang verhinderten mich, an ihrer Seite zu bleiben.

So ging es durch mehrere Straßen.

„Können Sie mir nichts näheres über den Fall mitteilen?“ fragte ich dann.

„Dazu ist jetzt keine Zeit,“ entgegnete sie kurz und bündig.

„Sie werden ja sehen.“

Meinen Mantelkasten unterm Arm, folgte ich schweigend der Unbekannten.

Endlich sah ich mich um.

„Alle Wetter!“ rief ich aus, „wohin führen Sie mich, Miß? Das ist ja das verrufene Chinesenviertel. Sind Sie vielleicht —“

Ich trat auf sie zu, um ihr nahe in's Gesicht zu sehen.

Sie zog rasch einen Schleier vor dasselbe.

„Werden Sie zudringlich?“ fragte sie brüsk.

„Solche Ungezogenheiten schließen mein Beruf und mein Auf aus. Ich will nur wissen, mit wem ich es zu thun habe, und gehe keinen Schritt weiter, bis Sie mir sagen, wer Sie sind und wohin Sie mich führen.“

Sie trat ganz dicht an meine Seite.

„Ein Wort genügt!“ raunte sie mir in's Ohr. „Vorwärts, oder Sie sind am Ziel Ihrer Laufbahn.“

Ich fühlte den kalten Lauf eines Revolvers gegen meine Schläfe gedrückt.

„Eine verdächtige Bewegung,“ zischte sie, „ein Hilferuf und Sie erleben es nicht, das Abenteuer dieser Nacht zu erzählen.“

Was war zu thun?

Die Straßen menschenleer, finster, wie ausgestorben; alles in tiefem Schlaf, und der Schall, der die Schläfer wecken würde, würde mich hinübersingen in's Jenseits.

„Sei es denn,“ entgegnete ich mit möglichster Kaltblütigkeit. „Garantiren Sie mir nur, daß ich nicht auch mein Honorar in Pulver und Blei ausbezahlt bekomme, sonst rühre ich keine Hand.“

„Sie werden, im Gegenteil, ein glänzendes Honorar erhalten.“

Ich war's zufrieden.

Ich mußte ihr jetzt vorangehen und suchte mir die Straßen zu merken, was aber bei der herrschenden Finsternis nicht möglich war; und in das enggassige, schmutzige Chinesenviertel hatte mich meine Praxis noch nicht geführt.

Die Chinesen haben neben ihrem silzigen Geiz eine eiserne Gesundheit, wo sie dieselbe nicht mutwillig durch Opiumrauchen untergraben; und auch hier gab es notorisch solche Lasterhöhlen.

In einen offenen, dunklen Hausflur eintretend, sagte die Unbekannte:

„Geben Sie mir Ihren Instrumentenkasten und folgen Sie mir. Wir sind nicht mehr allein und bei dem ersten Ausruf, auch nur der Ueberraschung, sind Sie verloren. Leisten Sie keinen Widerstand, so wird Ihnen kein Leid geschehen.“

Ich gab meinen Kasten hin und tappte meinen Weg ihr nach.

Am Ende eines mehrwinkligen Ganges stand sie still.

Sie öffnete mit einem Schlüssel, den sie bei sich führte, eine Thür zu ebener Erde, die sie, gleich nachdem wir eingetreten, wieder verschloß. Hier war es hell.

Ich blickte mich um. Wir befanden uns in einem im chinesischen Styl möblirten Zimmer. Ein süßer Duft erfüllte den geschmackvoll decorirten Raum.

Ich konnte diesen Eindruck nur flüchtig in mich aufnehmen.

Aus einem zweiten, nur matt erhellten Zimmer drang das gewaltsam unterdrückte dumpfe Stöhnen eines Verwundeten zu meinem Ohr.

Nun wurde das Pflichtgefühl in mir rege. Alles andere vergeßend, eilte ich zu meinem Patienten. Sie blieb zurück.

Es war ein hübscher junger Mann mit feinen Zügen, aber — und das machte mir alles klar — er trug die Kleidung der Sträflinge.

Ich wollte ihn etwas fragen; ein flehender Blick aus seinen Augen ließ mich verstummen.

Ich eilte noch einmal in's Vorzimmer zurück, legte meinen Oberrock dort ab, nahm meinen Instrumentenkasten aus den, wie ich bemerkte, stark beringten feinen Händen der Unbekannten entgegen und sah nun auch flüchtig ihr Gesicht, das sie rasch wieder mit dem etwas herabgesunkenen dichten Schleier bedeckte. Wenigstens sah ich, daß sie keine Chinesin, wohl aber ein Mädchen aus vornehmerm Hause war. Sie war sehr schön.

In's Nebenzimmer zurückgekehrt, schloß ich die Thür hinter mir. Ich dachte bei mir, der geldgierige Chineser hat seine Zimmer gegen gute Bezahlung zur Verfügung gestellt. Dann wendete ich meine ganze Aufmerksamkeit meinem Patienten zu.

Mehrfach verwundet, hatte er doch keine ernstere Verletzung, keinen Bruch. Den größten Schmerz verursachte ihm eine Verrenkung des rechten Beines. Ich richtete es wieder ein und legte Verbände an.

„Nur Ruhe“, sagte ich hinaustretend. „in wenigen Tagen kann alles gut sein.“

Sie schluchzte auf in überwallender Freude und dankte mir mit herzlichen Worten, bat mich auch um Verzeihung wegen des mir angethanen Zwanges und machte eine ganz allgemeine Bemerkung über Verhältnisse, welche zwar zu beklagen, aber nicht zu ändern seien. Ich möge nicht weiter forschen, da sie mir doch nichts weiter sagen könne.

Ich nickte abfällig und bat sie, mich wenigstens wieder aus diesem Gassenlabyrinth hinaus zu führen nach einer begehren Straße.

Sie versprach es.

„Ich vertraue Ihrer Ritterlichkeit“, sagte sie beim Hinaustreten. „Ein erster Versuch, mich festzuhalten oder festnehmen zu lassen, würde nicht mehr Ihnen verhängnisvoll werden, sondern mir selbst. Ich würde diese Waffe, die Sie vorhin bedrohte, gegen meine eigene Brust kehren. Nun gehen Sie mir, bitte, voran.“

Ich that es und folgte ihren leise gesprochenen Weisungen.

An einer nächsten Straßenabzweigung fragte ich wieder, erhielt aber keine Antwort. Das Echo meiner eigenen Schritte hatte mich über die ihrigen getäuscht. Sie war zurückgeblieben und im Dunkel der Nacht verschwunden.

Ich blickte mich um und fand, daß ich nach einer ganz anderen Richtung aus dem Chinesenviertel hinausgeführt worden, als wo ich hineingekommen.



Ich fuhr in die Seitentasche, um meine Handschuhe heraus zu nehmen und griff statt ihrer ein Packet Banknoten im Betrage von 500 Pfund Sterling, gleich 10 000 Mark!

Am nächsten Tage stand es in allen Blättern: Einer der verwegendsten Aufschreier, der — keine so ungewöhnliche Erscheinung in Australien — Reiche beraubt und den Armen gegeben hatte, war in der Nacht aus dem Gefängnis ausgebrochen und von einer bedeutenden Höhe herabgesprungen.

Ich gab natürlich mein mitternächtliches Erlebnis sofort zu Protokoll.

Die im Chinesenviertel angestellten Recherchen blieben jedoch ergebnislos.

Möglich, daß die reiche Samariterin ihren Pflegling noch in derselben Nacht zu Wagen oder zu Schiff aus der Stadt gebracht.

Zugutragen war ihr das schon.

Zu dem Geld, meinem Honorar, fand sich auch kein Eigentümer.

Mehrere gute Stiftungen, denen ich es anbot, weigerten die Annahme, und so blieb mir nichts anderes übrig, als das Sündengeld selbst zu behalten.

Es hat mir gute Zinsen getragen und mich in den Stand gesetzt, fortan die Armen unentgeltlich zu behandeln.

So war es denn doch noch zu einer milden Stiftung geworden.

Nach mehreren Jahrzehnten und nachdem ich diese Geschichte längst vergessen, kehrte ich heim, zunächst nach London.

Als kleiner Rabob und großer Arzt öffneten sich mir dort die vornehmsten Salons des Westens.

Eines Abends wurden mir Lord und Lady G. vorgestellt.

Beide waren sehr freundlich gegen mich und je länger, je mehr gewann ich den Eindruck, als ob ich sie schon einmal irgendwo gesehen und gesprochen habe.

Aber wann und wo?

Lange wollte mir nichts einfallen.

Plötzlich trat blickartig jenes Mitternachtsbild im Melbourne's Chinesenviertel mir vor die Seele.

Ich entsetzte mich über mich selbst und über die Kühnheit meiner Phantasie.

Ich habe diesem schrecklichen Gedanken, der ja selbst ein Verbrechen, nicht weiter Audienz gegeben. Aber unmöglich wäre es nicht, daß ein junger Lord seinen Spleen jenseits der Meere als Ritter von der Strafe ausgetobt und seine Erretterin später zur Lady erhoben hätte.

### Der kluge Hirtenknabe.

In einem kleinen Hirtenort in der arabischen Wüste lebte vor vielen, vielen Jahren ein armer Knabe, der ob seiner Klugheit und seiner großen Bescheidenheit weit und breit berühmt war.

Nun war einmal ein reicher Kaufmann aus Mekka ganz plötzlich in der Wüste gestorben. Noch ehe er seine Seele ausgehaucht, hatte er seine drei Söhne und seinen Sklaven zu sich gerufen, um seine Habe unter sie zu verteilen. „Ich sterbe,“ hatte er ihnen gesagt, „darum will ich mein irdisch Haus bestellen, ehe ich zu Allah schreite. Dir, Abbul Hassan, mein guter Sklave, schenke ich die Freiheit, benutze sie weise, Allah möge dich segnen. Ihr aber, meine Söhne, sollt meine irdischen Reste in die heiligen Grotten von Dar-foor bringen und dann meine Habe also teilen, daß der Erstgeborene Azz die Hälfte erhalte, der Zweitgeborene Meled ein Drittel bekomme und der Jüngste von euch, Abdalla, ein Neunteil hinnehme. Allah schenke euch Kamele und Sklaven und lasse euer Thun gesegnet sein; ich sterbe.“ Nach diesen Worten war der Greis sanft eingeschlafen.

Die Söhne thaten wie der sterbende Vater ihnen befohlen hatte. Als sie seinen Leichnam feierlich beigelegt hatten, begannen sie, den Nachlaß ihres Vaters unter sich zu teilen.

Aber, o weh! das Erbe bestand unter anderem aus siebzehn Kamelen. Schon der Erstgeborene Azz konnte sein Erbteil nicht anders erhalten, als daß eines der schönen Kamele hätte geschlachtet werden müssen, denn die Hälfte von siebzehn Kamelen ist acht und ein halbes Kamel. Ganz ebenso ging es bei dem Zweitgeborenen Meled; er sollte ein Drittel von der Habe seines Vaters als Erbteil erhalten, indessen ein Drittel von siebzehn Kamelen macht fünf ganze und zwei Drittelle eines Kamels, während der jüngste der Brüder ein Neunteil von siebzehn, also ein ganzes und gar acht Neunteile eines ganzen Kamels erhalten sollte. Es mußten also, wenn jeder der Brüder unverzüglich sein Erbe in Empfang nehmen wollte, mindestens zwei der schönen Kamele geschlachtet werden.

Nun hätten sich die Brüder allerdings in Güte einigen können, indessen, dies geschah nicht, sie gerieten in Streit und brachten die Sache vor den Richter. Der Richter mußte aber auch keinen besseren

Rat als den der gütlichen Einigung oder der Teilung zweier Kamele. Endlich kam die Angelegenheit vor den Kalifen, denn ein Kamel schlächtet ein Araber nur in der allerhöchsten Not.

Der Kalif berief alle Weisen seines Kalifats zusammen, damit der Fall untersucht würde; aber soweit dieselben auch hin und her rieten, sie fanden keinen anderen Ausweg als den, welchen der Richter vorgeschlagen hatte.

Da ward dem Kalifen von dem klugen Hirtenknaben in Dar-es-Salem berichtet, dem keine Frage zu schwierig sein solle und der trotzdem so sehr bescheiden sei, daß man ihn wohl an den Hof des Kalifen bringen könne.

Sofort mußten einige Boten nach Dar-es-Salem sich auf den Weg machen, um Mohamed ben Ibrahim, so hieß der Knabe, zu holen. Zitternd gehorchte der Knabe dem Rufe, denn er hatte von der Welt noch nichts weiter gesehen als Dar-es-Salem und die Wüste, welche dasselbe umgab, und die Kaufleute, welche zuweilen in seinem Dorfe rasteten.

Die Boten des Kalifen brachten den Knaben eiligst nach der Residenz.

Ohne Scheu, aber doch bescheiden, trat Mohamed ben Ibrahim vor den Kalifen hin.

„Ich höre,“ sprach dieser zu ihm, „daß du ein kluger Bursche seist, darum habe ich dich rufen lassen. Du sollst in einer Streitsache Rat geben. Wenn du dieselbe schlichtest, dann schenke ich dir das Kamel, welches dich hierher getragen hat. Laß dir den Fall erzählen.“

Jetzt wurde dem aufmerksamen Knaben die Sache der drei Brüder vorgetragen. Als der Bericht zu Ende war, blickte Mohamed ben Ibrahim leuchtenden Auges auf den Kalifen und rief: „Hoher Herr, Ihr habt mir das Kamel versprochen, wenn ich den Streit der Brüder schlichte würde, erlaubt Ihr, daß ich dasselbe schon jetzt als mein Eigentum betrachte, wenn ich Euch versichere, daß ich den Streit zur Zufriedenheit der Brüder schlichte werde?“

„Wenn du deiner Sache sicher bist,“ erwiderte der Kalif, „dann darfst du schon jetzt das Kamel als dein Eigentum betrachten.“

„Nun gut,“ sprach Mohamed ben Ibrahim hierauf zu den Brüdern, „wenn jeder von euch darauf besteht, daß er sein volles Erbteil erhalte, dann müßt ihr allerdings zwei von euren Kamelen schlachten. Es wäre aber schade um die schönen Tiere und darum schenke ich euch mein Kamel, denn jetzt werdet ihr teilen können nach eures Vaters Willen und werdet kein Kamel schlachten müssen — wie viel sollst du von dem Erbe deines Vaters haben?“ fragte er den Erstgeborenen.

„Die Hälfte, o kluger Knabe!“ lautete die Antwort.

„Gut, so nimm dir die Hälfte von achtzehn, laß aber das beste Tier deines Vaters stehen und nimm dafür das meinige in den Kauf, denn du erhältst ohnehin schon ein halbes Kamel mehr als dir zusteht.“

„Gell dir, o kluger Knabe!“ rief Azz erfreut und nahm neun Kamele, darunter das alte, von Mohamed ben Ibrahim den Erben geschenkte, in Empfang.

„Und wieviel solltest du von dem Erbe erhalten?“ fragte Mohamed ben Ibrahim den Zweitgeborenen.

„Ein Drittel!“ antwortete dieser.

„Wohlan,“ rief Mohamed, „so nimm ein Drittel von achtzehn; aber laß das beste Kamel stehen, wie es dein Bruder getan hat, denn du erhältst ohnedies schon mehr als du zu fordern hast.“

Der nahm erfreut seine sechs Kamele zu sich und ließ das beste der Herde stehen.

„Und nun zu dir,“ wandte sich Mohamed ben Ibrahim an den jüngsten Erben, „wieviel solltest du von dem Erbe deines Vaters bekommen?“

„Ein Neunteil!“ antwortete Abdalla bescheiden.

„Schön, so nimm dir ein Neunteil von achtzehn Kamelen; aber laß das beste Tier stehen, denn auch du erhältst mehr als du zu fordern hast nach dem Willen deines Vaters!“

Abdalla nahm dankbar seine beiden Kamele in Empfang.

Jetzt hatte jeder der Brüder nicht nur sein Erbteil richtig erhalten, sondern es hatte jeder mehr bekommen als ihm zugesprochen war und es war das beste Kamel aus der Herde ihres Vaters übrig geblieben.

Der Kalif aber, welcher den Knaben anfangs gescholten hatte, daß er sein Geschenk so leichtfertig fortgegeben habe, blickte jetzt seinerseits mit freudigen Augen auf den klugen Mohamed ben Ibrahim und als der älteste der Brüder fragte: „Aber was wird nun mit dem besten Kamel unseres Vaters, o kluger Knabe?“ da rief er laut: „Narr, hast du gefragt, warum der Bursche euch das Kamel geschenkt hat, welches ich ihm als Belohnung für seine Entscheidung zusprach? Riehet hin mit eurem Erbe, dieses Kamel schenkt Allah dem Knaben für seine Klugheit.“

Mohamed ben Ibrahim aber durfte nicht wieder in sein armes Dorf zurückkehren. Der Kalif beistelt ihn bei sich und ließ ihn in den Wissenschaften unterrichten, so daß seine Weisheit in allen Ländern bald berühmt war, und der Reichthümer, welche ihm darum zufließen, bald so viele wurden, daß ihm der Kalif sogar seine schöne junge Tochter zum Weibe gab und stolz darauf war, einen solchen Eidam zu haben.

Seine alten Eltern nahm Mohamed ben Ibrahim zu sich und pflegte sie zärtlich bis an ihr Ende.



## Zur Belehrung und Unterhaltung.

— Die Kathedrale in York. (Siehe das Bild S. 81.) Viele Städte Englands weisen stattliche Kirchen auf, meist Denkmäler des hoch entwickelten kirchlichen Lebens in der Zeit vor der englischen Reformation. Die schönste unter den Domkirchen des Inselreiches ist wohl die Kathedrale in York. In ihrer jetzigen Form stammt die Kirche hauptsächlich aus dem 13. und 14. Jahrhundert, während der ursprüngliche Bau schon im Jahre 626 begonnen worden sein soll.

— Sidon (siehe das Bild S. 84), auf einer schmalen Landzunge am Mittelmeer gelegen, ist die älteste und neben Tyrus wichtigste Stadt Phöniziens; schon zu Homers Zeit war sie berühmt wegen ihrer Kunstarbeiten. Es stand unter eigenen Königen, bis es 333 v. Chr. an Alexander d. Gr., nach dessen Tode an die ägyptischen, dann an die syrischen Könige, zuletzt an die Römer fiel. Auch in der ersten christlichen Zeit war Sidon von großer Bedeutung. Es wurde der Sitz eines Bischofs. 1111 wurde Sidon durch König Balduin I. von Jerusalem der mohamedanischen Herrschaft entrissen, aber nur für 76 Jahre. Die Gründung des Ortes soll in Sidon gemacht worden sein. Berühmt war diese Stadt im Altertum besonders durch ihre Purpurfärbereien. Im Jahre 1855 wurde eines der wichtigsten Monumente in Sidon gefunden, der mit phönizischen Inschriften bedeckte Sarkophag des Königs Sennunazar. 1887 wurden weitere 18 phönizische Fürstengräber entdeckt, die Schätze von hohem künstlerischen Werte enthielten. Die meisten der gefundenen Sarkophage stammen aus dem 4. Jahrhundert vor Christus.

— Arabische Gaukler. (Zu dem Bilde S. 85.) Der Orient ist von jeher das alte Wunderland gewesen. Indische, chinesische und japanesische Zauberer, Magier und Taschenspieler leisten Erstaunliches und haben ihre Kunst auf eine auch für europäische Augen bewunderungswürdige Höhe gebracht. Besonders aber sind es einige arabische Stämme, welche die Gauklerkünste in Verbindung mit der Religion ausüben, indem gewisse Sekten derartige Produktionen als gottgefällige Werke ansehen. Auf unserm Bilde ist es ein arabischer Gaukler, der allerhand Kunststücke mit Schwertern seinen Zuschauern vorführt. Eine der merkwürdigsten Produktionen, welche die arabischen Schwerterkünstler — unter ihnen sind die Wiffawas die geschicktesten — zeigen, ist folgende: Vor den Gaukler, welcher vor Ausübung seiner Kunst stets ein langes Gebet spricht, stellen sich zwei Männer, welche nach dem zuverlässigen Bericht eines Orientreisenden die äußersten Enden eines scharfen Yatagan halten, jener gefährlichen Waffe, die der Orientale neben Dolch und Pistole im Gürtel trägt. Der Yatagan wird nun von den Männern in horizontaler Lage, die Schneide nach oben, gehalten, auf welche sich der Künstler mit dem nackten Leibe wirft. Darauf läßt er zwei andere Männer auf seinen Rücken steigen, die aus vollen Kräften mit ihren Füßen auf ihm umherstampfen, während der Gaukler sich förmlich in die Schneide des Eisens hineinzudrücken sucht. Man sollte meinen, er würde zerfleischt, aber er kehrt völlig heil und gesund und ohne eine Spur von Wunden auf. Die geheimen Künste dieser Gaukler sind höchst verwunderlich. Glaubwürdige Europäer, welche die nachfolgend beschriebene Produktion ansahen, wissen dieselbe nicht zu erklären. Sie besteht darin, daß der Gaukler ein hellrot glühendes flaches Eisen, das an einem mit Holz beklebten Stiel emporgehalten wird, ergreift. Er drückt sich das glühende Eisen gegen die Stirn und läßt es dort etwa eine Minute lang liegen. Wenn er es entfernt, zeigt sich das Fleisch nicht im mindesten verletzt; die Blut hinterläßt auch nicht die Spur einer Brandwunde. Nachdem er seine Prozeduren mehrfach wiederholt hat, drückt der Gaukler sich das rotglühende Eisen auf die weit zum Munde herausgestreckte Zunge. Und siehe, auch diese bleibt völlig unverletzt. Die sorgfältige Untersuchung derselben seitens der Europäer ergab, daß die Zunge ein wenig eingekerbt, wie sie wohl nach manchen Krankheiten zu sein pflegt, war, daß sie aber sonst durchaus nichts Auffälliges darbot. Ähnliche geheime Künste, wie bei diesen Produktionen mit Schwertern und rotglühendem Eisen, wenden die arabischen Gaukler auch an, wenn sie sich von Giftschlangen, die sie absichtlich wütend machen, beißen lassen, ohne daß sie Schaden nehmen. Die gräßlichsten Skorpione verzehren sie wie eine Delikatesse. Der Enthusiasmus der Zuschauer ist bei solchen Produktionen groß, auch wenn der Gaukler so harmlose Kunststücke macht, wie auf unserm Bilde.

— „Beißl Trautson“, so nannte das Volk gewöhnlich kurzweg den Grafen Veit Eusebius Timotheus Karl Trautson, beständiger Begleiter und Günstling Karls VI., welcher wegen seiner großen Nase und seiner urwüchsigen Grobheit allbekannt war. Als der Kaiser einmal einen Meisterstück gethan, meinte er: „Na, hören S', Majestät, das is a Schuß! Wär' meiner Seel' g'scheider, Guer Majestät wär'n a Jager wor'n!“ — Durch die Erhebung des Bistums Wien zu einem Erzbistum erlitt das Bistum Passau schwere Verluste, wegen welcher Graf Trautson als Passauer Domherr bei Karl VI. vorstellig ward. Dieser liebte es, in solchen Fällen allerlei unverständliche Worte vor sich hin zu brummen, anstatt eine bestimmte Antwort zu geben,

und mit einem heftigen Kopfnicken die Audienz zu beenden. Graf Beißl ließ sich jedoch nicht so abpeifen. „Was sagen S', Majestät? Was sagen S'!“ fragte er unaufhörlich. „Aber, mein Gott, Majestät, ich versteh' ja kein Wort von der ganzen Brummer!“ u. s. w., bis der Kaiser endlich erklärte: „Es läßt sich nicht ändern! Die päpstliche Bulle befindet sich bereits in Wien!“ — „Na, endlich, Majestät!“ rief Trautson, „nun hab' ich doch eine Antwort! Aber: bäh, bäh... hören S', Majestät, wer, Teirl, soll denn das versteh'n?“

— Nicht nur Tiere, sondern auch Pflanzen gibt es, welche elektrische Schläge austeilen. Die *Phytolacca Electrica* läßt beim Brechen ihres Stengels eine sehr starke Erschütterung spüren; daß diese wirklich von den elektrischen Eigenschaften der Pflanze herrührt, erhellt daraus, daß die Magnetenadel bei sechs Meter Entfernung durch die Pflanze beunruhigt und abgelenkt wird. Vögel und Insekten vermeiden, sich derselben zu nähern. Die Intensität der elektrischen Kraft ist stärker bei Tag als bei Nacht und am stärksten während heftiger Stürme.

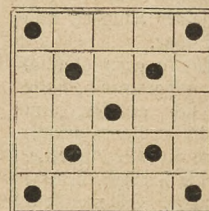
— Die meisten Pflanzen zeigen übrigens nach neueren Forschungen Spuren von Elektrizität; der Strom ist gewöhnlich in Blumen schwach, in Früchten und Körnern dagegen stärker. Ein französischer Gelehrter entdeckte Elektrizität in Bäumen, Pflanzen, sogar Pilzen; und ein anderer Forscher, M. de la Rive, kommt zu dem Schluß, daß diese elektrischen Erscheinungen die Folgen chemischer Reaktionen in den Zellengeweben seien.

— Unter den Errungenschaften der Zivilisation in Japan ist es besonders die Kunst des Inzerirens, welche daselbst außerordentliche Fortschritte macht. Ein Buchhändler in Tokio annoncierte seine Waren unlängst auf folgende Weise: „Die Vorteile, welche unser Geschäft den Käufern bietet. 1) Preise, billig wie Lotterielose. — 2) Bücher, elegant wie eine Sängerin. — 3) Druck, klar wie Kristall. — 4) Papier, dauerhaft wie eine Elephantenhaut. — 5) Behandlung der Kunden höflich wie bei einer Konkurrenz-Dampfschiffahrtsgesellschaft. — 6) Artikel, massenhaft wie in einer Bibliothek. — 7) Waren, zugesendet mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel. — 8) Pakete, verpackt mit der Sorgfalt, welche ein liebendes Weib ihrem Manne zuteil werden läßt. — 9) Untungenben, wie Verschwenbungssucht und Trägheit, werden von jungen Leuten, welche uns oft besuchen, abgelegt. — 10) Die übrigen Vorteile, welche wir unsern Kunden bieten, sind zu zahlreich, um sie in menschlicher Sprache auszudrücken.“

### Klage nicht!

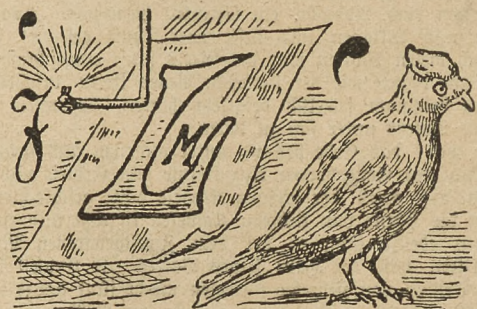
D schau in deinem Erdschmerz  
Ins fremde Aug' hinein!  
Vielleicht, du armes, armes Herz,  
Wirst du dann ruhig sein.  
Siehst du nicht, wie im Erdenthal  
So manches Auge weint?  
Hinst du es wohl, wie tiefe Qual  
Aus vielen Herzen scheint?  
Ein Tröpflein nur vom großen Meer  
Ward dir mein Herz, zu teil;  
Dum ruhig, klage nicht so sehr,  
Wer weiß, es birgt dein Heil!

### Rätsel.



In die Felder dieser Figur sind die Buchstaben A A A B E E E E G G K L L N N N N O O P S T U U derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen und die beiden durch schwarze Felder bezeichneten Diagonalreihen Wörter bilden, deren Bedeutung — in anderer Ordnung — folgende ist: Gerät zum Fangen, musikalische Hilfsmittel, sächsischer Stadt, Himmelskörper, schlesische Stadt, Fluß und Stadt in Asien, männlicher Vorname.

Rebus:



Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

Rätsel: Mitgift. Rebus: Unschuld ist der herrlichste Brautkranz.

Verlag von Friedrich Felbhuß in Gießen.  
Herausgeg. u. reb. von Ludwig Weber, Druck des Düsselb. Volksblatt, beide in Düsseldorf.